

AUS DEM INHALT
Magna cum laude
mit 102 Jahren

*

Der Schicksalstag
der Juden

*

Wenn die Erinnerung
lebendig wird

*

Über das fröhliche
Altern

Nr. 772

● 71. Jahrgang ●

JULI 2015

Auschwitz-Prozeß in Lüneburg

Mord verjährt nicht

Natürlich kann man ins Grübeln kommen beim Lüneburger Prozeß gegen den ehemaligen SS-Mann Oskar Gröning, dem Beihilfe zum Mord in mindestens 300.000 Fällen im damaligen Vernichtungslager Auschwitz zur Last gelegt wird. Wenn man die Bilder des 93jährigen im Gerichtssaal in Lüneburg sieht, drängt sich die Frage geradezu auf, ob das denn sein muß. Genauer: Zu welchem Zweck wird ein Greis noch vor Gericht gezerrt, für Taten, die mehr als 70 Jahre zurückliegen? Und so klar auch die juristischen Antworten ausfallen mögen, es bleibt doch immer ein Rest Zweifel, ein Schatten von Ungewißheit, was richtig ist und was nicht. Je länger der Prozeß dauert, desto müder sieht Gröning aus. Es wirkt, als hätten ihn die aufwühlenden Geschichten der Nebenkläger kleiner gemacht. Als habe er in seinem Innersten begriffen, daß sein Schicksal als greiser Angeklagter nichts ist im Vergleich zu dem, was die wahren Opfer berichten. Hat Gröning in den ersten Tagen, als es nur um ihn ging, noch ganz vorn auf seinem Stuhl gesessen, so aufrecht, wie es einem 93jährigen möglich ist, so hockt er jetzt gekrümmt da wie ein welker Zweig.

Die erste Antwort auf die Frage nach der Sinnhaftigkeit dieses Verfahrens lautet ganz schlicht: Mord verjährt nicht. Darauf hat sich die Bundesrepublik Deutschland vor Jahrzehnten und unter Schmerzen verständigt, aus guten Gründen, und genau mit der Absicht, kei-

nen Nazi-Henker, keinen SS-Mörder ungestraft davonkommen zu lassen. Das aber heißt unweigerlich, daß auch ein Mann wie Oskar Gröning oder einer wie John Demjanjuk, der Wachmann im Vernichtungslager Sobibor war, vor Gericht gestellt werden muß. Ganz gleich, wie alt er ist, wenn Anklage gegen ihn erhoben wird. Das ist die notwendige Konsequenz aus der Aufhebung der Verjährungsfristen für Mord. Es war klar und beabsichtigt, daß Alter nicht vor Verfolgung schützen sollte.

Aber, kann man weiter fragen, was ist der Sinn eines solchen Verfahrens? Ein Prozeß ist ja kein blanker Formalismus, er muß einen gesellschaftlichen Zweck erfüllen. Das ist, anders formuliert, die klassische Frage nach der Funktion von Strafe. Üblicherweise heißt es, der Täter solle davon abgehalten werden, noch einmal gegen das Gesetz zu verstoßen. Nur ist es ja zum Glück so gut wie ausgeschlossen, daß ein al-

ter, müder, geständiger Mann daran noch einmal besonders deutlich erinnert werden müßte. Oskar Gröning wird voraussichtlich nie wieder einem anderen Menschen ein Haar krümmen, und er wird nie wieder auch nur annähernd in eine vergleichbare Situation wie die in Auschwitz kommen.

So bleibt nur, was die Juristen die „Generalprävention“ nennen: die unmißverständliche Botschaft nicht nur an den Täter, sondern an die Gesellschaft insgesamt, und an die Welt, daß Rechtsbrüche nicht hingenommen werden, daß sie bestraft werden, daß die Herrschaft des Rechts wieder hergestellt wird, wenn es verletzt worden ist. Ganz gleich, wer der Täter ist, (fast) egal, wie lange die Tat zurückliegt. Das ist, pathetisch gesprochen, das Signal, das auch von solchen Prozessen wie dem in Lüneburg ausgeht, an die Völkermörder, Folterknechte und Gewaltherrscher in aller Welt: Seid euch nie sicher, daß ihr

davonkommt!

Das ist die ganz große, die fast schon welthistorische Dimension. Die viel kleinere, individuell menschliche Dimension aber ist mindestens ebenso wichtig. Ein Strafprozeß dient in erster Linie dazu, eine Tat aufzuklären und den Angeklagten zu entlasten oder zu verurteilen. Aber eben nicht nur.

Im Prozeß gegen Oskar Gröning treten auch mehr als 60 Nebenkläger auf, teils Auschwitz-Überlebende, teils Angehörige von Ermordeten. Sie finden, was den NS-Opfern viel zu lange in deutschen Gerichtssälen verweigert wurde: Gehör.

Daß die bundesdeutsche Justiz, die bei der Verfolgung von NS-Verbrechen über Jahrzehnte so furchtbar versagt hat, diesen Menschen heute endlich einen Ort gibt, von dem zu erzählen, was ihnen Ungeheuerliches widerfahren ist, das allein rechtfertigt schon die letzten NS-Prozesse. Wer diesen Angehörigen je zugehört hat, wer die bewegenden Momente zum Beispiel im Demjanjuk-Prozeß in München miterlebt hat, als hochbetagte Männer und Frauen teils zum ersten Mal in ihrem Leben von ihren Seelenqualen berichtet haben, und anschließend so erleichtert, so beruhigt waren wie womöglich noch nie – wer sich daran erinnert, der kann ein Verfahren wie das gegen Oskar Gröning nicht sinnlos finden.

Und der Angeklagte selbst? Er hat gestanden, er zeigt sich

Auschwitz-Prozesse

Das Verfahren gegen Oskar Gröning in Lüneburg ist nach 24 Jahren Pause der erste Prozeß, der einem SS-Mann aus Auschwitz in Deutschland gemacht wird. Das Urteil wird für Ende Juli erwartet.

*

Zuletzt stand 1991 in Duisburg Heinrich Kühnemann vor Gericht. Er war angeklagt, einen Häftling erschlagen und einen Säugling in die Gaskammer ge-

bracht zu haben. Kurz vor dem Urteilsspruch wurde er für verhandlungs-unfähig erklärt.

*

Der größte Auschwitz-Prozeß fand von 1963 bis 1965 in Frankfurt statt. Er widmete sich nicht nur den Befehlsempfängern.

22 SS-Männer waren angeklagt, 16 von ihnen wurden verurteilt.

(Fortsetzung auf S.2)

Mord verjährt nicht

(Fortsetzung von S.1)

seiner moralischen Schuld be-
wußt. Auch das ist vielleicht
schon ein Ergebnis dieses Ver-
fahrens. Die Richter werden
seine Einsicht, seine Reue, soll-
ten sie ihn denn verurteilen,
bei der Zumessung der Strafe
gewiß berücksichtigen – ge-
nauso wie sein Alter.

Denkbar wäre eine Bewäh-
rungsstrafe, eine Aussetzung
der Vollstreckung, ein sehr
offener Vollzug. Auch darin
zeigt sich der Rechtsstaat: Er
verfolgt, er verurteilt, er be-
strafte, aber er nimmt keine
blinde Rache.

Ende Juli 2015 soll das Urteil
fallen. Auf Beihilfe zum Mord
steht eine Freiheitsstrafe nicht
unter drei Jahren. Wenn Grö-
ning verurteilt wird, muß er
wahrscheinlich ins Gefängnis
oder in ein Haftkrankenhaus.

Heinrich Wefing
(aus „Die Zeit online“)

Dokortitel nach 80 Jahren

Magna cum laude mit 102 Jahren

Mit einer Verspätung von knapp
80 Jahren hat die 102jährige
Berliner Kinderärztin Ingeborg
Syllm-Rapoport ihren Dokortitel
erhalten. Burkhard Göke,
Vorstandsvorsitzender der
Hamburger Uni-Klinik Eppen-
dorf (UKE), überreichte ihr jetzt
die Promotionsurkunde.

Es sei der Versuch, „ein Stück
Gerechtigkeit wiederherzustel-
len“, sagte Göke. Syllm-Rapo-
port hatte die Dissertation über
die Krankheit Diphtherie bereits
in den 30er-Jahren an der Kli-
nik Eppendorf in Hamburg
eingereicht, konnte sie wegen
der jüdischen Herkunft ihrer
Mutter aber nicht verteidigen.
Im Mai 2015 war sie nun dazu
mündlich geprüft worden. Die
102jährige schloß ihr Studium
jetzt mit dem Prädikat „magna
cum laude“ (Außerordentlicher
Auszeichnung) ab.

Ingeborg Rapoport wurde 1912
als Tochter einer jüdischen Pi-

anistin im heutigen Kamerun
geboren. Die Medizinerin war
von 1937 bis 1938 als Assis-
tenzärztin am Israelitischen
Krankenhaus in Hamburg tätig
und fertigte in dieser Zeit ihre
Dissertationsschrift an, die aber
abgelehnt wurde.

1938 emigrierte sie in die USA
und bewarb sich an verschie-
denen Universitäten. In Phila-
delphia konnte sie nach zwei
weiteren Studienjahren ihren
Abschluß machen. 1950 zog
sie mit ihrem Mann und vier
Kindern in die DDR und über-
nahm an der Berliner Charité
den ersten Lehrstuhl für Säug-
lingsmedizin. Heute lebt sie in
Berlin-Pankow.

Der Dekan der Medizinischen
Fakultät am UKE, Uwe Koch-
Gromus, erfuhr zum 100. Ge-
burtstag der Medizinerin von
dem Fall und setzte sich für die
Aufklärung ein. Gemeinsam
entschied man sich für das Ab-

legen einer mündlichen Prü-
fung, auf die sich die Seniorin
mit Hilfe von Freunden vor-
bereitete.

Sie verfüge über ein großes
Fachwissen auch im Bereich
der modernen Medizin, sagte
Koch-Gromus während der
Feierstunde. „Nicht nur unter
Berücksichtigung ihres hohen
Alters war sie brillant.“

Hamburgs Wissenschaftsse-
natorin Katharina Fegebank
(Grüne) dankte dem UKE für
die „wunderbare geschichts-
bewußte Geste“. Die Aner-
kennung der Doktorarbeit
habe zu Recht international
große Beachtung gefunden.

Die Prüfer seien „sehr nett
und tolerant und wohl auch
zufrieden“ mit ihr gewesen,
hatte Syllm-Rapoport vor der
Feierstunde erzählt. Der Wis-
sensstand hierzu habe sich in
den vergangenen Jahrzehnten
deutlich weiterentwickelt. *epd*

Richtigstellung

In der Mai-Ausgabe (770) der
„Stimme“ wurde Col. Iron
Shalom (Fredy Blum) fälsch-
licherweise als Panzeroffizier
in den israelischen Streitkräf-
ten bezeichnet. Richtig ist, daß
Fredy Blum als Oberstleutnant
der Artillerie im Nordkom-
mando diente.

Wir bitten, diesen Fehler zu
entschuldigen.

Unser treuer Leser, Herr **Ben-
jamin Berthold Schächter** aus
Jerusalem hat uns auf diesen
Irrtum hingewiesen. Ihm ge-
bührt unser herzlicher Dank!

red.

Geflügelte Worte

Mein Pazifismus ist nicht das
Ergebnis einer intellektuellen
Theorie, sondern liegt in einer
tiefen Antipathie gegen jede Art
von Grausamkeit und Haß.

Albert Einstein

*

Manchmal ist eine Entschuldi-
gung eine noch größere Unge-
zogenheit. **Dr. S.Johnson**

Ghetto-Renten

Nur ein paar Euro nach 70 Jahren

Seit dem 1. Juni 2015 können
auch Menschen, die in Polen
leben und unter dem NS-Re-
gime in Ghettos gearbeitet ha-
ben, aus der damals geleisteten
Arbeit Rente beziehen. Das im
Dezember 2014 zwischen Po-
len und Deutschland geschlos-
sene Abkommen „zum Export
besonderer Leistungen für be-
rechtigte Personen“ ist endlich
in Kraft getreten.

Auch aus diesem Grund hat
die „Vereinigung der Jüdischen
Kombattanten und Geschädig-
ten des Zweiten Weltkriegs“
dem in Warschau arbeitenden
deutschen Historiker Stephan
Lehnstaedt und dem Essener
Sozialrichter Jan-Robert von
Renesse, die sich jahrelang für
die Auszahlung der Ghetto-
Renten eingesetzt hatten, eine
Ehrenmedaille verliehen. Die
Ehrung erfolgte diesen Monat in
Warschau.

Mit der Rentenauszahlung an
polnische Shoah-Überlebende
schließt sich nun die wohl letz-
te Lücke. Rentenauszahlungen
etwa für in Deutschland oder
in Israel lebenden früheren jü-
dischen Ghetto-Arbeiter waren
in den letzten Jahren möglich
geworden – allerdings immer
erst nach jahrzehntelangem
Hinhalten und nur unter hefti-
gem politischen Druck etwa des
Zentralrats der Juden, der *Claims
Conference* oder des *Bundesver-
bandes Information und Bera-
tung für NS-Verfolgte*.

Einen prinzipiellen Renten-
anspruch hatte das Bundessozial-
gericht bezüglich einer Klage,
die das Ghetto Łódź betraf, be-
reits 1997 erkannt. Doch schon
das war überfällig, waren doch
für die Arbeit, die in den NS-
Ghettos geleistet wurde, Abga-
ben an die Rentenkasse bezahlt
worden – auch wenn die Arbeit,

wie es oft der Fall war, nur in
Naturalien entlohnt wurde. Die
Summen, die Ghetto-Rentner
erwarten können, überschrei-
ten selten 200 Euro im Monat,
meist deutlich weniger.

Derzeit sind in Polen für die
Ghetto-Rente noch etwa 200
Menschen berechtigt, vor 15
Jahren waren es noch 860.
Im Deutschlandfunk sagte
der Shoah-Überlebende Ma-
rian Kalwary: „Ich weiß, die
Deutschen haben keine Lust,
diese Renten zu zahlen. Aber
ich muß sie dafür loben, daß
sie sich vorbereitet und die
entsprechenden Formulare ins
Internet gestellt haben, auf Pol-
nisch.“ Kalwary ist einer der
wenigen hochbetagten Men-
schen, die sich mit Computer
und Internet auskennen. Er
hilft nun anderen Shoah-Über-
lebenden bei der Antragspro-
zedur. **Martin Krauss**

Zu Tischa Be Aw

Der Schicksalstag der Juden

Sucht man im Internet, dem größten Nachschlagewerk der Welt, nach dem Begriff „Schicksalstag“, so beziehen sich die meisten der angezeigten Resultate auf den 9. November als sogenannten Schicksalstag der Deutschen. Ein Datum mit vielfältiger und wechselhafter, freudiger und trauriger Geschichte – auch und gerade für uns Juden: die Ausrufung der Republik 1918, der versuchte und gescheiterte Hitler-Putsch 1923, die Nacht der brennenden Synagogen 1938 und der Fall der Berliner Mauer 1989.

Suchte man nach jüdischen Schicksalstagen, so läge es nahe, auch hier gezielt auf das letzte Jahrhundert zu schauen, insbesondere auf die Jahre von 1933 bis 1945: Sei es der Tag der Machtübernahme der Nazis 1933, die Einführung der Nürnberger Rassengesetze 1935, die Reichspogromnacht 1938 oder die Entscheidung über die sogenannte Endlösung der Judenfrage 1941.

All diese Tage würden, auch wenn sie nur jeweils ein schreckliches Ereignis für die Juden bereithielten, und nicht wie der 9. November im Laufe der Zeit eine Vielzahl von geschichtsträchtigen Begebenheiten auf sich vereinten, für sich genommen, genügen, um in Kenntnis der Shoah von Schicksalstagen zu sprechen. Doch in weiter zeitlicher Ferne von all diesen Daten, die natürlich einzigartige und erschütternde Wegmarken in der jüdischen Geschichte sind, gibt es einen weiteren Tag, der in den vergangenen 2.500 Jahren mehr als nur ein traumatisierendes und für die Evolution des Judentums entscheidendes Ereignis auf sich vereint und die Bezeichnung als „Schicksalstag“ durchaus verdient: Die Rede ist von **Tischa be Aw**, dem 9. Tag des Monats Aw, jenem Trauer- und Fasttag, dem eine dreiwöchige Trauerperiode vorausgeht und der in diesem Jahr am 26. Juli in Erinnerung an die Zerstö-

rung des Tempels in Jerusalem abgehalten wird.

Es war der 9. Aw im Jahr 586 vor der Zeitrechnung, als der von Salomo in Jerusalem gebaute Tempel von den babylonischen Horden um den König Nebuchadnezar in Brand gesetzt und zerstört wurde. Und es war wieder der neunte Tag des Monats Aw im Jahr 70 unserer Zeitrechnung, an dem römische Soldaten unter dem Befehl ihres Feldherrn Titus den von Esra neu errichteten Tempel in Schutt und Asche legten und damit den Anlaß gaben für Flucht, Vertreibung und gewaltsame Verfolgung der Juden in aller Welt. Dieser Tag der Trauer war der Ausgangspunkt für ein fast 2.000 Jahre dauerndes jüdisches Leben im Exil, in der Diaspora.

Gerade durch die erneute Zerstörung des wiederaufgebauten Tempels wurde das jüdische Volk seines elementaren und zentralen Heiligtums beraubt, des Ortes, der für das Judentum geistiger Mittelpunkt und Pilgerstätte während der drei Wallfahrtsfeste (Pessach, Schawuot und Sukkot) bedeutete. Es war der Ort, an dem sich das Allerheiligste befand, das Zentrum des Tempels, zu dem nur der Hohepriester an einem bestimmten Tag im Jahr, nämlich an Yom Kippur, Zugang hatte und das durch einen Vorhang vom Rest des Tempels abgetrennt war.

Dort war die heilige Lade aufbewahrt, welche die zwei Steintafeln barg, auf die einst Moses auf Geheiß Gottes die Zehn Gebote schrieb und sie dem jüdischen Volk brachte. Die Bundeslade war eine mit Gold überzogene Truhe aus Akazienholz und wurde verziert mit zwei thronenden Engeln aus Gold, den Cherubim, die mit ausgebreiteten Flügeln die Deckplatte beschützten. Eben jene Cherubim, die nach biblischer Überlieferung auch den Eingang zum Garten Eden nach dem Sündenfall und der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies beschützten.

Die Bundeslade stand nach dem Empfang der Zehn Gebote am Berg Sinai zunächst in der Stiftshütte, bevor sie ihre endgültige Bestimmung im Inneren des ersten Tempels fand, von wo sie nach dessen Zerstörung spurlos verschwand. Auch heute noch bilden die Bundeslade und das Geheimnis ihres Verbleibs die Grundlage für eine Vielzahl von sagenumwobenen Geschichten, von Romanen und Filmen.

Vom Tempel als einstmaligem Mittelpunkt jüdischen Lebens blieb lediglich die Westmauer bestehen. Und auch heute symbolisiert Jerusalemer Klage-mauer, die Sehnsucht nach dem Wiederaufbau des Tempels, der Ankunft des Messias und dem Beginn des kommenden, friedvollen Zeitalters.

Doch als wäre die zweifache Zerstörung des Tempels und in dessen Folge die Zerstreung der Juden und der Verlust ihrer Unabhängigkeit nicht schon Grund genug zu trauern, bietet der 9. Aw noch weitere biblische und aktuelle Ereignisse, die ihn zu einem ganz besonderen Tag der Trauer und des Schicksals machen: Nachdem sich die Hebräer durch den Tanz um das Goldene Kalb am Fuß des Berges Sinai versündigt hatten, verkündete Gott am 9. Aw sein Urteil und verfügte, daß die Generation von Menschen, die aus Ägypten ausgezogen war, das heilige Land Israel nicht betreten dürften. Stattdessen mußten sie weitere 40 Jahre durch die Wüste ziehen und auf der Wanderschaft sterben, bevor die folgende Generation in das heilige Land einziehen durfte.

Ein weiteres bitteres Ereignis fand im Jahr 135 unserer Zeitrechnung statt: Der dritte Jüdische Krieg gegen das Römische Imperium schlug endgültig fehl. Während des Aufstandes, den die Juden unter Führung Simon Bar Kochvas gegen die Römer führten, verschanzten sich Tausende von ihnen in der Festung Betar. Am 9. Aw fiel die Festung, die sowohl als Symbol des physischen wie auch des geistigen Widerstandes galt. Sämtliche

dort vorgefundenen Juden, gleich ob Kämpfer, Frauen, Greise oder Kinder, wurden getötet. Unter ihnen war auch Rabbi Akiba, einer der bedeutendsten Väter des rabbinischen Judentums. Anschließend zerstörten die Römer Jerusalem bis auf die Grundmauern.

Am 9. Aw des Jahres 1492 wurde das Ausweisungsedikt, das Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragonien, die katholischen Könige, am 31. März desselben Jahres erlassen hatten, wirksam. Dieses verlangte, daß sich die jüdischen Bewohner Spaniens innerhalb einer dreimonatigen Frist entweder taufen lassen oder auswandern mußten. Die Vertreibung der Juden von der iberischen Halbinsel hatte begonnen. Und mit ihr endete eine nahezu 1.500 Jahre dauernde jüdisch-spanische Liaison, in deren Blütezeit sich das Land vom 9. bis zum 13. Jahrhundert zu einem wichtigen geistigen Zentrum des Judentums entwickelte und spanische Juden das kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben stark prägten. Mit der Vertreibung fand dieses goldene Zeitalter sein jähes Ende.

Als wären diese Ereignisse nicht schon genug, gibt es auch in der jüngeren Vergangenheit Begebenheiten, die den Ruf des 9. Aw als eines außerordentlich markanten Tages weiter festigen: Am 9. Aw 5674 (1914) erklärten England und Rußland Deutschland den Krieg. Es war der Beginn des Ersten Weltkriegs. Am 9. Aw 5702 (1942) begannen die Deportationen aus dem Warschauer Ghetto ins Vernichtungslager Treblinka. Und am 9. Aw 5754 (1994) wurden bei einem Bombenattentat auf das Jüdische Gemeindezentrum AMIA im argentinischen Buenos Aires 85 Menschen zerfetzt und 300 zum Teil schwer verletzt.

Gründe gibt es genug, um im wahrsten Sinne des Wortes von einem jüdischen Schicksalstag zu sprechen und diesen Tag fastend, in trauriger Erinnerung zu begehen. **Daniel Neumann**

Ruth Gruber, born 1911

Ruth Gruber has led a remarkable life dedicated to rescuing her fellow Jews from oppression. After earning her bachelors and master's degrees by age 19, she accepted a fellowship in 1931 to pursue doctoral study in Cologne, Germany. While completing her degree Gruber attended Nazi rallies and listened to Adolf Hitler vituperate against Americans, and particularly Jews. She completed her studies and returned to America, attuned from then on to the threats that totalitarianism posed to the Jewish people.

Harold Ickes, President Roosevelt's secretary of the interior, read Gruber's writings and asked her to study the prospects of Alaska for homesteading G.I.'s after World War I. Gruber's life-defining moment came in 1944, when Ickes asked her to take on another special mission: secretly escorting a group of 1,000 Jewish refugees from Italy to America.

Despite the grim news coming out of Europe throughout the late 1930s and early 1940s, Congress steadfastly refused to lift the quota on Jewish immigration to the United States from Eastern Europe. Finally acting by executive authority, President Roosevelt permitted a group of 1,000 Jewish refugees in Naples to "visit" America. The refugees were to be "guests" of the President and lodged at Fort Ontario, a decommissioned army training base near Oswego, in northern New York. Ickes asked Gruber to travel to Italy secretly to meet and escort the refugees.

Ickes gave Gruber the rank of "simulated general." He explained, "If you're shot down and the Nazis capture you as a civilian, they can kill you as a spy. But as a general, according to the Geneva Convention, they have to give you food and shelter and keep you alive." Arriving safely in Italy, Gruber boarded the Army troop transport *Henry Gibbins*, with 1,000 wounded American soldiers and the refugees. Throughout the voyage, the *Gibbins* was hunted by Nazi seaplanes and

U-boats.

Gruber recorded the refugees' case histories. She told them, "You are the first witnesses coming to America. Through you, America will learn the truth of Hitler's crimes." She took notes as the refugees told their stories, but she often had to stop because her tears blurred the ink in her notebook. The grateful refugees began calling Gruber "Mother Ruth" and looked to her for protection. As historian Barbara Seaman observed, "She knew from then on, her life would be inextricably bound up with rescuing Jews in danger."

On arriving safely in New York, the refugees were immediately transferred to Fort Ontario. As guests of the president without any rights conferred by the possession of a travel visa, the refugees were locked behind a barbed wire-topped, chain link fence. U.S. government agencies argued about whether they should be allowed to stay at the fort indefinitely or, at some point, be deported to Europe. Gruber lobbied Congress and FDR on behalf of keeping them at Fort Ontario through the end of the war.

Gruber ultimately prevailed, and in 1945, after Germany's surrender, the refugees were allowed to apply for American residency. Some became citizens and had extraordinary careers as radiologists, physicists, composers, teachers, physicians and writers. One, Dr. Alex Margulies, who came as a teenager from Yugoslavia, helped develop the CAT-scan and the MRI. Another, Rolph Manfred, helped develop the Polaris and Minuteman missiles and later dedicated his life to teaching developing countries about peaceful uses of atomic energy.

When Harry Truman, Roosevelt's successor, learned that Jewish displaced persons were living in camps whose conditions paralleled that of Nazi work camps, he pressed Great Britain to open the doors of Palestine to 100,000 European Jewish refugees. Stalling

for time, Foreign Minister Ernest Bevin suggested that he and Truman convene the joint Committee to meet with the refugees in Europe, as well as leaders in the Arab world and Palestine, before deciding whether mass Jewish immigration to Palestine was feasible. Truman assented, and Gruber, armed with her passport and camera, accompanied the committee members to the squalid DP camps in Europe, North Africa and the Middle East.

When the group arrived in the DP camps, Gruber reported in her dispatches to the *New York Post*, that the survivors greeted its members with signs like, "We want to go. We must go. We will go to Palestine." When asked why he wanted to go to Palestine, a 16-year-old orphan who had survived Bergen-Belsen replied, "Why? Everybody has a home. The British. The Americans. The French. The Russians. Only we Jews have no home. Don't ask us. Ask the world."

The committee members spent four months in Europe, Palestine and the Arab countries and another month in Switzerland digesting their experiences. At the end of its deliberations, the committee's 12 members - six Britons and six Americans - unanimously agreed that Britain should allow 100,000 Jewish immigrants to settle in Palestine. Britain's foreign minister, Ernest Bevin, however, rejected the finding.

Eventually the issue was taken up by the United Nations, which appointed a Special Committee on Palestine. Like its predecessor, UNSCOP visited the camps in Germany, then traveled to the Arab states and Palestine. Gruber accompanied UNSCOP as a correspondent for the *New York Herald*. While in Jerusalem, she learned that a former American pleasure boat, renamed the *Exodus*, had been attempting to deliver 4,500 Jewish refugees - including 600 children, mostly orphans - when it was attacked by five British destroyers and a cruiser. Gruber left immediately for

Haifa and witnessed the *Exodus* entering the harbor, looking, as Gruber wrote, "like a matchbox splintered by a nutcracker."

During the "battle," the British rammed the *Exodus* and stormed it with guns, tear gas and truncheons. Gruber noted that the crew, mostly Jews from America and Palestine, fought back with potatoes, sticks and cans of kosher meat. The second officer, Bill Bernstein of San Francisco, was clubbed to death trying to prevent a British soldier from entering the wheel house. Two orphans were killed, one shot in the face point blank after he tossed an orange at a soldier.

When she learned that the prisoners from the *Exodus* were being transferred to Cyprus, she flew there overnight. While she waited for the *Exodus* detainees she photographed earlier Jewish prisoners living behind barbed wire in steaming hot tents with almost no water or sanitary facilities. "You had to smell Cyprus to believe it," she cabled the *Herald*.

The British changed plans and sent the *Exodus* prisoners to Port de Bouc in southern France, where they had first embarked. Gruber rushed there from Cyprus. When the prison ships arrived, the prisoners refused to disembark. After 18 days, during which the refugees endured blistering heat, the British decided to ship the Jews back to Germany. World press reaction was outraged. While hundreds of journalists descended on Port de Bouc, only Gruber was allowed by the British to accompany the DPs back to Germany.

Aboard the prison ship *Runnymede Park*, Gruber photographed the refugees defiantly raising a Union Jack on which they had painted a swastika. Her work in Ethiopia completed a cycle that started with her trip to Italy in 1944 to bring 1,000 Jewish refugees to Fort Ontario. Today, Ruth Gruber, who lives in New York City, stands as a symbol of hope for Jews in danger anywhere in the world.

(*American Jewish Historical Society*)

Über das fröhliche Altern

Wer 80 wird, ist selber Schuld!
Man braucht dazu sehr viel
Geduld
und guten oder bösen Willen,
sowie unzählig viele Pillen
und auch Vertrauen himmelwärts
und schließlich auch ein gutes
Herz!

*

Was sich so mit dem Alter
paart,
sind Mängel sehr verschiedener
Art,
die uns die Laune oft verderben,
an denen wir jedoch nicht
sterben.

*

Der Grundsatz, besser sein als
scheinen,
ist gar kein Trost bei steifen
Beinen!
Der Rücken schmerzt, das
Knie ist steif,
so wird man weiter abbruchreif.

*

So mancher sieht auch nicht
mehr klar -
ob grün ob grau - den Star
Er meint nur, daß ihn das nicht

störe,
als wenn er, wie sein Freund,
schlecht höre.

*

Und dann - zum Teile ganz,
oder ganz langsam, schrumpft
auch noch die Gehirns-
substanz,
was man zunächst dadurch
empfindet, daß häufig das Ge-
dächtnis schwindet,
weshalb man alles fein notiert
auf Zetteln, die man prompt
verliert.

*

Man sucht, das ist doch nicht
zum Lachen, nach Namen,
Worten und nach Sachen.
Die allerwichtigsten Adressen
hat man schon wiederum ver-
gessen!

*

Wo ist der Ring? Man rauft die
Haare!
Vielleicht gestohlen? Ih be-
wahre!
Der findet sich schon bald da-
nach, er lag nur halt im fal-
schen Fach.

*

Die Schlüssel? Ach, wer kann
dafür?

Die stecken draußen an der
Tür!
Vermutlich schon die ganze
Nacht!
Macht nichts, das Haus ist ja
bewacht.

*

Man trägt bedächtig alle Las-
ten,
und haut man doch mal auf
den Kasten,
so merkt man bald, das ist
nicht gut,
so bleibt man sanft und dämpft
den Mut.

*

Man wird halt krummer, stum-
mer, dummer.
Was ist dagegen schon zu
tun?

Man muß sich täglich neu be-
währen. Wo soll man sich
denn noch beschweren?

*

Man resigniert und übt Ge-
duld.
Wer 80 wird, ist selber
Schuld!

*

*(Eingesandt von einem anonymen
Leser!)*

Grausames Video

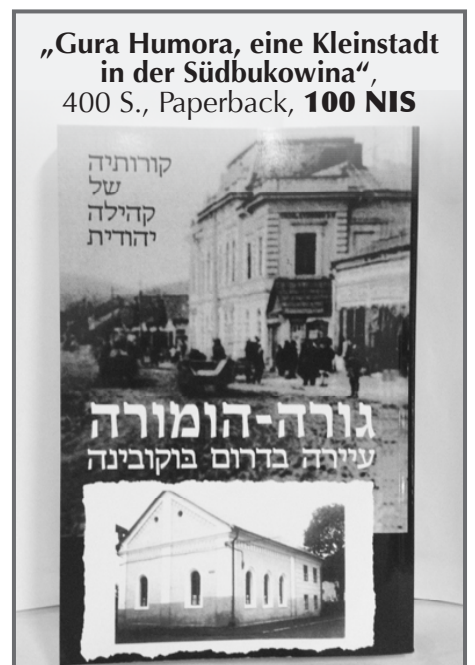
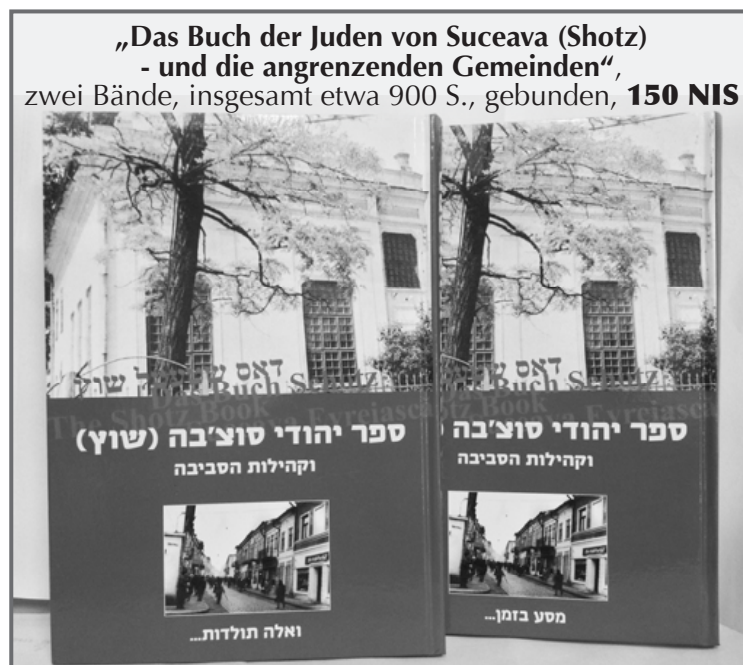
In einem grauensvollen neuen
Video der Terrororganisation
Islamischer Staat (IS) ist die Er-
mordung eines arabischen Is-
raelis zu sehen. Jerusalem be-
stätigte die Authentizität des
Videos allerdings noch nicht.
Der aus Ostjerusalem stam-
mende Muhammed Said Is-
mail Musallem war aus Israel
verschwunden und hatte spä-
ter seine Familie kontaktiert,
um ihr mitzuteilen, daß er sich
der IS in Syrien angeschlossen
hat. Angeblich habe er später
versucht, die Organisation zu
verlassen. Daraufhin habe der
IS ihm vorgeworfen, ein Spion
des Mossad zu sein.

In dem auf Youtube veröffent-
lichten Video ist Musallem zu
sehen, wie er in einem oran-
gefarbenen Overall im Sand
kniet. Hinter ihm stehen zwei
männliche Gestalten. Eine von
ihnen ist ein Junge, lediglich
zwölf oder 13 Jahre alt. Das
Video zeigt wie der Jugend-
liche den Knienden mit einer
Pistole erschießt.

Die neueste sadistische Tak-
tik der Islamisten soll es sein,
Kinder als Selbstmordattentä-
ter und Tötungskommandos
einzusetzen.

efg

Der „Weltverband der Bukowiner Juden“ bietet folgende Bücher in hebräischer Sprache zum Verkauf an:



Alle drei Werke wurden von Yad Vashem unterstützt und gehören in die Bibliothek eines jeden, dessen Wurzeln in der Bukowina liegen.

Alle Bücher können beim Weltverband direkt telefonisch bestellt und per Check oder Kreditkarte (zuzüglich des Portos) bezahlt werden. Unser Büro steht Ihnen für Bestellungen und Anfragen von sonntags bis mittwochs zwischen 8.30 und 12.00 unter 03-5226619 oder 03-5270965 zur Verfügung.

Eine Reise nach Transnistrien - Sommer 2015

Wenn die Erinnerung lebendig wird

von Christian Hermann

Wer mit Czernowitzern zu tun gehabt hat, der hat auch von Transnistrien gehört. Eine Landschaft zwischen den Flüssen Dnjester und Bug in der heutigen Ukraine, die während des Kriegs eine Art rumänische Deportationszone für Juden und Roma aus der Bukowina und anderen von Rumänien kontrollierten Gebieten war. Etwa

ders des Chassidismus, aus Bratslaw stammt Rabbi Nachman, der Begründer einer der größten chassidischen Dynastien. Dieser Teil der Ukraine ist ein chassidisches Wunderland voller Legenden. In beiden Orten sahen wir Pilger und in Bratslaw sogar einen Souvenirshop. Sylvia und ich sind keine religiösen Menschen, aber wir

nal. Wer die Geschichte nicht kennt, kann nur diese Banalität des Ortes wahrnehmen. Ein Eindruck, der sich auf unserer Reise wiederholen wird. Sylvia erkannte nichts wieder, erinnerte sich aber an Geschichten, die ihre Mutter ihr erzählte.

Wir fuhren weiter nach Cariera de Piatra, Rumänisch für Steinbruch. Tatsächlich befindet sich hier ein Steinbruch, in dem auch heute noch Granit gebrochen wird. Der Ort heißt auf ukrainisch Hubnyk. Die Sowjets hatten hier bereits ein Straflager betrieben und führten dieses auch nach dem Krieg fort. Während der rumänischen und deutschen Besatzung gehörte Cariera de Piatra zu den berühmtesten Lagern. Auch heute noch befindet sich ein ukrainisches Staatsgefängnis im Ort. Wir sahen ein paar sowjetische Wohnblocks und eine Reihe leerstehender Gebäude, ihr Alter war schwer zu schätzen. Sie können Teil des Lagers gewesen sein – oder auch nicht. Der Ort wirkte deprimierend und im Niedergang begriffen. Erneut hatten wir diesen Eindruck der Banalität eines Ortes, an dem Verbrechen geschahen. Sylvia erinnerte sich, daß ihre Mutter in Cariera de Piatra arbeiten mußte und ihre ältere Schwester solange in Tulchyn auf sie aufpaßte und sie versorgte. Noch etwas weiter östlich liegt Michailiwka. Die Deutschen zäunten eine Kolchose ein und

nutzten die Ställe als Lager für jüdische Zwangsarbeiter, die an der Durchgangsstraße IV arbeiten mußten, eine Straße auf der der Nachschub für die Front Richtung Osten rollte und ukrainischer Weizen nach Westen ins Reich. In Michailiwka starb die Czernowitzer Dichterin Selma Meerbaum-Eisinger 18jährig an Typhus und der Maler Arnold Daghani hielt ihren Tod als Skizze in seinem Lagertagebuch fest. Die Ställe gibt es noch heute, auch wenn die Kolchose längst pleite und aufgelöst ist.

Die Dächer beginnen einzustürzen, die Natur holt sich das Gelände zurück. Irgendwo muß es ein Massengrab für die Häftlinge geben, aber wir fanden keine Markierung. Der Ort ist unheimlich, nachts möchte man hier nicht sein.

Sylvia und ich durchstreiften das Gelände und fotografierten. Aber wie soll man das Fehlen der ermordeten Menschen fotografieren, wie eine Geschichte, die sich an den Orten, an denen sie stattfand und an denen wir waren, nicht von selbst erklärt?

Tulchyn, Cariera de Piatra, Michailiwka. Wer kann die Bilder einer Straße, eines Steinbruchs, eines verlassenen Stalls verstehen, wenn man sie nicht erklärt? Immer und immer wieder.

Damit nicht vergessen wird.



Ehemaliges Ghetto in Tulchyn

Zweidrittel der Czernowitzer Juden wurden dorthin in Ghettos und Lager deportiert viele kehrten nie zurück. Sie starben an Hunger und Typhus oder wurden als Zwangsarbeiter an die Deutschen übergeben, bei denen sie oft der sichere Tod erwartete. Meine Freundin Sylvia de Swaan, 1941 in Czernowitz geboren, wurde noch im selben Jahr mit ihrer Mutter und der älteren Schwester nach Tulchyn deportiert. Alle drei haben überlebt. Gemeinsam mit Sylvia, die keine Erinnerungen an die ersten Jahre ihrer Kindheit hat, aber von ihr geprägt wurde, bin ich in der ersten Junihälfte 2015 in Transnistrien gewesen.

Unsere Route nach Transnistrien führte uns von Lemberg Richtung Osten über Chmelnyzkyj und Winnyzja, dann zweigten wir nach Süden ab, bis wir Bratslaw erreichten. Für den Anfang schien es, als seien wir auf einer chassidischen Pilgerfahrt. Medschybisich und Bratslaw sind heilige Orte für Chassidim und werden jährlich von Tausenden besucht. In Medschybisich ist das Grab des Baal Shem Tow, des Begrün-

spürten doch das Besondere beider Orte.

Tulchyn ist ein verschlafenes Provinzstädtchen. Laut unserer Karte soll es immerhin ein Hotel geben, aber Sylvia mochte hier nicht übernachten und fühlte sich unwohl bei dem Gedanken. Dank der Hilfe von Freunden war es mir gelungen, das ehemalige Ghetto zu lokalisieren. Es ist eine kleine Straße, die Volodarskogo heißt. Gerhard Schreiber, ein Überlebender des Ghettos von Tulchyn erinnert sich: „Soweit ich mich erinnere, war es eine etwas breitere Straße, und einige der Ghattobewohner – wie auch unsere Familie – wohnten in Häusern in Seitengässchen, die von der Hauptstraße abfielen, jedoch keinen Durchgang zu anderen Straßen hatten. Am Ende der Hauptstraße gab es ein zweistöckiges Gebäude, in welchem sich die verschiedenen Werkstätten, wo Ghattobewohner arbeiteten, befanden“. Was wir vorfanden entspricht ziemlich genau dem, was Gerhard Schreiber erinnert. Eine Straße mit Seitengässchen und einer kleinen Fabrik am Ende. Alles wirkt unglaublich ba-



Ehemaliges Konzentrationslager in Michailiwka

Czernowitzer Kochbuch

Obstsalat nach Großmutter's Art



Auf dem Weg zu meiner Großmutter ging ich stets am Hause meiner Tante Fannie vorbei. Sie rief mich, um ihren deutschen Schäferhund Fido zu einem Spaziergang auszuführen. Sobald ich Tante Fannies Haus betrat, sprang Fido bereits an mir hoch und leckte mir zärtlich die Wange. Danach hätte ich in den Pruth springen können, um mich zu reinigen.

Als ich bei meiner Großmutter ankam, eröffnete sie mir, daß wir zum Markt gehen müßten, um frisches Obst zu kaufen, denn einige Freunde hatten sich zu einem Besuch angesagt. Als sie Fido erblickte, sagte sie nur: „Prima, Fido kann den Fruchtkorb tragen.“ Auf dem Markt trugen die Bauern farbenfrohe Trachten und Körbe voll frischer Obstsorten. Großmutter füllte unseren Korb mit vielerlei Obst und Fido trug stolz den farbenfrohen Obstkorb in seinem Maul heim.

Danach lieferte ich meinen treuen Begleiter wieder bei

Tante Fannie ab, die mich fragte, ob Fido auch wohl ein „Braver Hund“ gewesen sei.

Hier das Rezept für den sommerlichen Obstsalat nach Großmutter's Art.

Zutaten:

2 Äpfel,
2 Birnen,
2 große Pfirsiche,
4 Aprikosen
Weintrauben
Zitronensaft
3 EL Honig
1 Becher Schmetten

Zubereitung:

Die Äpfel und Birnen schälen, die Gehäuse entfernen und in kleine Würfel schneiden. Mit etwas Zitronensaft beträufeln, damit die Äpfel nicht braun werden. Die Pfirsiche kurz in heißes Wasser tauchen, damit man sie besser häuten kann, Steine entfernen und in dünnen Streifen schneiden. Auch die Aprikosen entsteinen und in dünnen Streifen schneiden. Die Weintrauben halbieren

und alle verarbeiteten Früchte in eine Schüssel geben.

Nun den Schmetten mit dem Honig vermengen und über die Früchte geben.

Eine Beobachtung: Zu Hause gab es stets frischen Schmetten, der bei allen milchigen Rezepten verwendet wurde. Jeden zweiten Tag brachte die Lipowiener Bäuerin einen Keramikkrug mit Yoghurt oder Schmetten.

Wenn ich manchmal von der Schule nach Hause kam, toastete mir meine Großmutter auf der offenen Herdplatte eine Scheibe Brot, tauchte danach eine frische Knoblauchzehe in etwas Salz und rieb damit den Rand der frisch getoasteten Brotscheibe ein. Dann einen Löffel frischen Schmetten darauf und hmmm, lecker!!! Noch heute habe ich manchmal großes Verlangen nach dieser einzigartigen Köstlichkeit..... doch ich verkneife es mir, sonst verliere ich noch alle meine Freunde!!!

Guten Appetit

Arthur von Czernowitz

Impressum

Herausgeber: **Weltverband der Bukowiner Juden**, Arnon Str. 12, 63455 Tel Aviv, in Zusammenarbeit mit dem **Dachverband der Organisationen für Holocaust-Überlebende (Merkas Halgunim)**.

Chefredakteurin: Bärbel Rabi
English Desk: Arthur Rindner
Redaktionsschluß der August/September-Ausgabe: 15. August 2015.

Die Redaktion weist ausdrücklich darauf hin, daß die Inhalte und Meinungen der veröffentlichten Artikel allein in der Verantwortung der jeweiligen Autoren liegen und nicht in der der Redaktion.

Das Büro des *Weltverbandes der Bukowiner Juden* ist montags und mittwochs zwischen 9 und 12 Uhr für den Publikumsverkehr geöffnet.

Danksagung

Wir bedanken uns bei unserer langjährigen Leserin Frau **Rita Budyk**, Caracas (Venezuela), die im Andenken an ihren vielgeliebten, vor kurzem verstorbenen Gatten **Iziu Budyk s.A.**, den Sozialfonds des Weltverbandes mit einer großzügigen Spende unterstützte.

Der Weltverband der Bukowiner Juden

Zusammenarbeit in der Forschung

Sie ist unterzeichnet. Israel und die EU setzten ihre Unterschriften unter die Vereinbarung „Horizon 2020“, die Israel denselben Zugang zu EU-Forschung und Innovation erlaubt wie den europäischen Mitgliedsstaaten. Mit seinem 80-Milliarden-Euro-Budget in sieben Jahren gehört das Programm zu einem der größten weltweit.

„Israel ist ein starker Spieler im Bereich von Forschung und Entwicklung und daher ein wichtiger Partner für die EU“, sagte EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso.

efg

Griechenland

Shoah-Leugnung unter Strafe gestellt

Ein Antirassismusgesetz gibt es in Griechenland bereits seit 1979. Doch mit dem Aufkommen der rechtsradikalen Chrysi Avgi („Goldene Morgenröte“) schien dies kein Schutz mehr zu sein – gibt es in griechischen Gesetzen doch zu viele Schlupflöcher, sodaß Angriffe aus rassistischen Motiven zunehmend straflos bleiben. Nun wurde im Athener Parlament zum zweiten Mal innerhalb weniger Wochen ein Entwurf für ein neues Antirassismusgesetz vorgestellt. Es soll rassistische Propaganda und Übergriffe aus religiösen Motiven sowie Benachteiligung wegen sexueller Orientierung strenger bestrafen. Griechenland paßt sich damit endlich

den Standards der Europäischen Union an.

Doch der Weg dahin war steinig, denn der orthodoxe Klerus zog gegen den Entwurf zu Felde. Die Geistlichen empörten sich nicht nur darüber, daß Homosexuelle stärker geschützt, sondern auch, daß allein die Leugnung des Holocaust unter Strafe gestellt werden sollte. Die Genozide der Pontosgriechen, der Armenier und aller verfolgten Christen müßten ebenso anerkannt werden, betonten die Kirchenmänner. Was also ursprünglich als Gesetz angedacht war, um Neonazis zu bestrafen, wenn sie gegen Ausländer und Schwule hetzen, Hitler und Goebbels verehren sowie den

Holocaust leugnen, sollte nun auch vor der Leugnung anderer Genozide schützen.

Da sich neben den orthodoxen Kirchenleuten auch zahlreiche Abgeordnete der konservativen Regierungspartei *Nea Dimokratia* gegen den ersten Gesetzesentwurf stellten, sah sich Justizminister Charalambos Athanasiou gezwungen, die Vorlage im ersten Anlauf zurückzunehmen und zu ändern.

Jetzt wurde im Parlament über den Neuentwurf debattiert. Das Parlament in Athen hat das neue Antirassismusgesetz vergangene Woche schließlich trotz aller anfänglicher Widerstände verabschiedet.

Marianthi Milona

Fritzi (Elfriede) Feiger s.A

Am 3. Mai 2015 verstarb Fritzi Feiger im Alter von 98 Jahren und hinterließ ihre vielgeliebte, trauernde Familie: ihre Töchter und Schwiegersöhne, ihre Enkel und Urenkel. Sie schlief in Frieden in ihrem Bett im Elternheim Mishan ein, wo sie die letzten 21 Jahre ihres Lebens gewohnt hatte.

Sie wurde als fünftes und jüngstes Kind der gut situierten jüdischen Familie Fisch während des ersten Weltkrieges in Czernowitz geboren. Ihre Eltern nannten sie deshalb „Elfriede“, was so viel heißt wie: „Möge der Frieden schnell zurückkehren!“ Nach dem Abschluß ihrer schulischen Ausbildung fuhr sie zusammen mit ihrer besten Freundin Paula, die später ihre Schwägerin werden sollte, nach Wien, um Kunst zu studieren. Leider konnte sie wegen des aufkommenden neuen Krieges ihre Studien nicht beenden und kehrte mit der Freundin nach Czernowitz zurück.

Der Zweite Weltkrieg zerstörte das Leben der Familie Fisch, ihr Eigentum wurde von den Besetzern konfisziert, die Familie in alle Winde zerstreut. Ihr Vater wurde zusammen mit zwei älteren Schwestern und deren Familien nach Sibi-

rien verbannt, wo sie alle den Tod fanden.

In den letzten Kriegstagen überquerte Elfriede mit ihrem Ehemann Dr. Josef Feiger (Joschku), den sie im Krieg geheiratet hatte, und ihrer kleinen, gerade geborenen Tochter Ronny die Grenze nach Rumänien. Sie ließen sich in Joschkus Geburtsstadt Radautz nieder. Sie hatten vor, so schnell wie möglich nach Palästina auszuwandern, doch es sollte trotz wiederholter Ausreisearträge noch 15 Jahre dauern bis ihnen endlich die Ausreisegenehmigung erteilt wurde.

Obwohl die Aliya nach Israel im Februar 1960 die Erfüllung eines langgehegten Traumes war, gestaltete sich das Einleben für Familie Feiger in der ungewohnten Umgebung mit der völlig neuen Kultur, der neuen Sprache und dem warmen Klima nicht leicht. Elfriede und Joschku waren nicht mehr die jüngsten, als sie in Israel ankamen und hatten keine finanziellen Mittel. Mit 53 Jahren war Joschku gezwungen, als Arzt eine neue Karriere zu beginnen in einer Sprache, die er nur rudimentär beherrschte. Fritzi dagegen konnte gar kein Hebräisch, und bis zum Ende ihres Le-

bens konnte sie sich zwar auf Hebräisch einigermaßen verständigen, doch sie beherrschte die Sprache nie wirklich.

Trotz aller Schwierigkeiten bauten sie sich ein neues, gutes Leben auf, mit einem neuen Freundeskreis, mit Arbeit, einer neuen Wohnung, mit Ausflügen im In- und Ausland. All das wurde jäh unterbrochen und verehrten Joschku im Jahre 1972. Fritzi durchlebte schwere Zeiten, doch sie erholte sich und fuhr fort, die Welt zu bereisen. Noch bevor es in Mode kam, den fernen Osten zu besuchen, war sie schon dort. Jedes Jahr verbrachte sie außerdem zwei Monate bei ihrer Tochter Mickey, die zu jenen Zeit in Kanada lebte.

Fritzi war ein sehr künstlerisch veranlagter und kreativer Mensch. Seit ihrem Aufenthalt in Wien als Studentin befaßte sie sich mit Schmuckdesign und einer von ihr entwickelten Technik von Bildstrickerei, die vielfach ausgestellt wurde.

Mit fast 80 Jahren zog sie ins Elternheim Mischan in Neoth Afeka in Tel Aviv. Dort entdeckte sie die Kunst der Töpferei für sich und entwarf viele Skulpturen. Das Arbeiten mit Keramik befriedigte sie sehr.

Sie gab Ausstellungen und verschenkte als Zeichen ihrer Wertschätzung viele ihrer Arbeiten an Freunde und Bekannte.

In den letzten Jahren ihres Lebens litt Fritzi unter chronischer Bronchitis, der sie letztlich auch erlag. Sie hatte das Glück, sich noch persönlich und mit einem für sie so bezeichnenden Lächeln von ihren in den USA und Kanada lebenden Enkeln zu verabschieden, die sie wenige Wochen vor ihrem Tod noch besuchten.

Bis zu ihrem Hinscheiden war Fritzi bei klarem Bewußtsein. Wir, ihre Familie und ihre Freunde, vermissen sie jeden Tag sehr. Sie wird stets in unserer liebenden Erinnerung bleiben, immer mit dem ihr so typischen Lächeln. In großer Dankbarkeit und nicht endender Sehnsucht...

Möge sie ihn Frieden ruhen!

Im Namen der Familie
Ronny Parnes

Geflügelte Worte

Es ist ein großer Vorteil im Leben, die Fehler, aus denen man lernen kann, möglichst früh zu begehen.

Winston Spencer Churchill

Großartige Nachbildung

Israelische Krankenhäuser nehmen fast täglich verletzte syrische Patienten auf. Doch der jüngste Fall im Rambam-Krankenhaus von Haifa war etwas ganz Besonderes und Außergewöhnliches.

Ein junger Syrer war mit extrem schweren Kieferverletzungen eingeliefert worden. Kugeln hatten den unteren Teil seines Mundes völlig zerfetzt. Er konnte weder essen noch sprechen, seine Gesichtszüge waren völlig entgleist.

Der Leiter der Abteilung für Oralchirurgie, Adi Rach-

miel, und sein Assistenzarzt Yoav Leiser nahmen sich des Verletzten in besonderem Masse an. Sie bestellten bei einer Spezialfirma einen Kiefer, der mit einem 3D-Drucker hergestellt wurde.

Dank dieser neuen Technologie konnten die Mediziner ein Titanimplantat herstellen. Es war die erste Operation dieser Art in Israel – und so erfolgreich, daß drei weitere bereits geplant sind.

Denn nur einen Tag nach der Behandlung sprach und aß der junge Mann bereits wieder.
efg

MARTIN ENGEL & PARTNER, RECHTSANWÄLTE

RECHTSBERATER DES WELTVERBANDES
DER BUKOWINER JUDEN

TESTAMENTE UND VERMÄCHTNISSE



SCHADENERSATZ



ÄRZTLICHE KUNSTFEHLER



IMMOBILIEN

ITZCHAK SADEH STR. 17, TEL AVIV
03-5614702, 054-4431317